

Ein halbes Jahrhundert nach der „Nacht der langen Messer“ - Wunden und Narben gleich nebenan

Dienstag, 8. November 1988

„Wen interessiert's, wer will es wirklich wissen?“

Wie Opfer, Mitwisser und Mitläufer mit Vergangenheit umgehen

9./10. November 1988, 50 Jahre Pogromnacht — Gedenkfeiern, Ansprachen, Ausstellungen. Neue Dokumente, neue Bücher, neue Filme. Überall Betroffenheit, offizielle zumindest, ist gewiß. Und in den Wohnzimmern, an den Kneipentischen, auf den Schulhöfen? „Schon wieder?“

50 Jahre, eine lange Zeit, fast ein Leben lang. Nur wenige, die überlebten, leben noch. Einige sind immer noch nicht in der Lage, darüber zu reden, andere werden nicht gefragt.

50 Jahre, eine lange Zeit, um nachzudenken. Nicht alle, die beteiligt waren, haben sie genutzt. Einige sind immer noch dabei, Tatsachen zu verdrängen, andere leugnen sie einfach ab.

50 Jahre, eine lange Zeit, Antworten zu suchen. Doch nur die, die die Augen nicht verschließen, haben eine Chance auf Erfolg. Einige wenige haben es geschafft, anderen sollte es Mut machen. Deshalb drei Bilder, die mit „Reichskristallnacht“ zu tun haben, direkt oder indirekt. Aus drei Orten, die ganz nahe sind.

W ein serviert er nicht mehr — sondern Apfelwein. Der Mainzer „Halb Jude“ Eugen Hirsch wohnt heute in Bad Vilbel. Am 10. November 1938, um halb acht Uhr morgens, waren er, damals 17 Jahre, und seine Eltern gerade beim Kaffeetrinken, als es klingelte. „Wo wollen Sie denn hin?“ fragten jüdische Bekannte verbittert. Der Vater, dabei zu seinem Arbeitsplatz, der jüdischen Bezirksschule in der Hindenburgstraße, aufzubrechen, ließ sich fassungslos wieder am Frühstückstisch nieder. „In die Schule brauchen Sie nicht zu gehen. Die Synagoge brennt.“

Eugen Hirsch, dessen Vater 1943 in Auschwitz umgekommen ist, brennt die Erinnerung auf der Seele. Er erzählt und erzählt und erzählt, während der Zeiger der Wanduhr in dem altdeutsch eingerichteten Appartement immer mehr Runden hinter sich bringt. „Ich muß mir Luft schaffen, diese Generation soll das wissen.“ 1982 hat Eugen Hirsch, Jahrgang

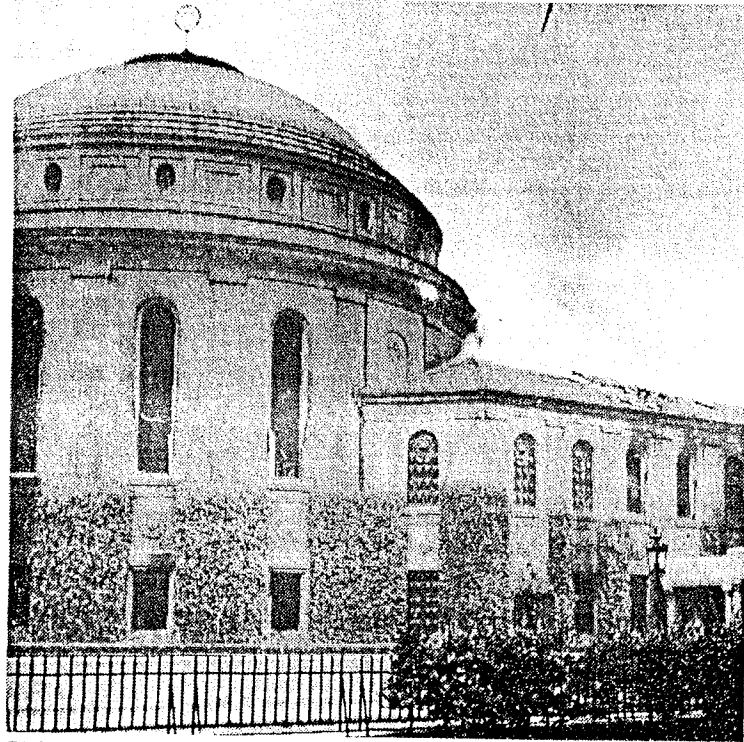
Von unserem Redaktionsmitglied
 CHRISTIANE WIRTZ

1921, begonnen, Psychologie zu studieren. „Mit den jungen Leuten konnte ich endlich darüber reden. Die in meinem Alter hat das ja nicht interessiert.“

Nach dem Krieg wollte kein Mainzer von ihm hören, daß die Feuerwehr tatenlos zusah, wie die Synagoge in der Hindenburgstraße in Flammen aufging. Nur darauf achtend bereit, daß sich das Feuer nicht auf andere Gebäude ausbreitete. Ebenso neugierig die Helligkeit der in Mainz etwas verspäteten Pogromnacht betrachtete wie die Menschenmenge, die zum Spektakel herbeigeeilt war. „Vergleichbar“, hebt Hirsch an und lächelt zynisch, „vergleichbar mit den Schaulustigen bei einem schweren Unfall auf der Autobahn.“

„Achtung, ein Judenhund kommt“, erinnert sich Hirsch, hätten die Horden gerufen. Aus dem vierten Stock eines Hauses in der Kaiserstraße schmissen sie das Tier mit derselben wahnsinnigen Zerstörungswut wie aufgeschüttete Möbel. Nur ein Teil kam wohl von außerhalb. Es waren SA und andere, so genau weiß man es nicht. Bei Hirschs Arbeitgeber, einem jüdischen Weinhändler, meldeten sich anonyme Anrufer: „Paßt nur auf, euch schmeißen wir auch noch ins Feuer.“

Dazu kam es nicht in Mainz. Verhaftungen ja, dann Abtransport nach Buchenwald und Dachau, von wo einige nach relativ kurzer Zeit wieder freikamen. Später kamen sie um. Wenn sie es nicht schafften, rechtzeitig zu fliehen,



Die brennende Synagoge in der Mainzer Hindenburgstraße.

Bild: Weber

wenn sie keine Verwandten hatten, in den USA oder sonstwo. Oder Bekannte oder Beziehungen oder Geld.

Die Hirschs hatten ihre Ausreise zu spät beantragt. Eugen Hirsch und seine Mutter warteten eines Abends im Frühjahr 1943 vergeblich mit dem Essen auf den Vater. Als es gegen 21 Uhr klingelte, waren sie auf die schlimme Nachricht beinahe schon gefaßt. So gefaßt wie fast jeden Tag. Regierungsrat Oppenheim von der Reichsvereinigung der Juden in Mainz teilte die Verhaftung mit.

Eugen Hirsch hat seinen Vater nie mehr gesehen. Es blieben ihm Kassiber mit der Bitte, für die Mutter zu sorgen, im Weckglas aus dem Gefängnis geschmuggelt, der Ehering, das Kriegstagebuch von Otto Hirsch und das Eiserne Kreuz. Wie ein Kreuzifix, im Glauben an eine ähnlich beschwörende Wirkung hatte die Mutter es der Mainzer Gestapo vorgelegt, um Gnade zu erlangen. Für den „national eingestellten, so richtig grunddeutschen Juden“, der auf Religion keinen Wert legte und seinen Beruf als Schaufensterdekorateur nicht mehr ausüben konnte, wegen einer Kriegsverletzung: Tribut an das Vaterland.

Das Eiserne Kreuz hat man Frau Hirsch hinterhergeworfen. Auf die Urne mit der Asche haben sie und ihr Sohn verzichtet. Es hatte sich herumgesprochen, was in Auschwitz passiert war und was die Überreste der Toten bedeuteten. Illusionen machte sich Frau Hirsch noch länger als ihr Sohn, der längst die Todesurkunde gelesen hatte, als die Mutter in verzweifelter Hoffnung zum Geburtstag ihres Mannes am 28. September 1943 einen Kuchen nach Auschwitz schickte.

Mit dem Fach, das die Nazis nicht gelehrt haben, und für das er sich „schon immer brünnend interessierte“, beschäftigt sich Eugen Hirsch seit seiner Pensionierung. Er spricht von C. G. Jung, von Freud und dann: von „Der Unfähigkeit zu trauern“.

Wie er mit alldem fertig geworden ist und ob? „Ich muß mir Luft schaffen“, sagt Eugen

Hirsch und lächelt demonstrativ. Während seiner Dienstzeit hat er versucht, die Erinnerungen aufzuschreiben. Und schließlich aufgegeben. „Wen interessiert's? Wer will es wirklich wissen?“

*

In Wöllstein, liebliches Dörfchen in der Rheinhessischen Schweiz, gibt es mehrere Gedenkstätten — das Denkmal zur „Erinnerung an den ruhmreichen Feldzug 1870/71“ — „für Kaiser und Reich“ — „künftigen Geschlechtern zur Nachahmung“. Oder die Denkmäler in der Nähe der evangelischen Kirche für die Opfer der beiden Weltkriege. Am Volkstrauertag legen die Wöllsteiner — wie die Leute anderswo — dort Kränze nieder, ehren ihre Toten. Einem Toten bleibt jegliche Ehrung und jegliches Gedenken versagt. Allerdings entkommen ihm die Gewissen der Wöllsteiner nicht. Selbst nicht nach 50 Jahren.

Im kleinen Café — unweit des ältesten Kriegerdenkmals — kennt man ihn nicht. Naja, dem Namen nach schon, die Blicke irren verlegen durch den Raum, als ob es etwas zu fürchten gäbe. „Jude, ja stimmt.“ Ein kurzes Wort, das sich anscheinend kaum artikulieren läßt. Bescheid weiß man hier, natürlich, nicht. In der Ernst-Ludwig-Straße, da vielleicht, weil er da gewohnt hat, was man jedoch nicht beschwören kann. Die Erleichterung, keinen weiteren Fragen ausweichen zu müssen, ist groß. Und greifbarer als die Ladentür, die quietschend ins Schloß fällt.

Im nächsten Café eine ähnliche Reaktion. Nur, daß man hier nicht wegschickt, sondern gleich abrä. Der Name muß der falsche sein, nicht Adolf, sondern Albert. Sie reden alle von Albert May, der ein kleines Kleidergeschäft in der Ernst-Ludwig-Straße geführt haben soll. Aber auch in seinem ehemaligen Haus, heißt es hier im Café, wissen die Leute nichts über sein Schicksal. Dessen ist man sich sicher und nicht bekräftigend: „s ist ja schon 50 Jahre her, wer soll sich da noch erinnern können.“

Ausstellungen

MAINZ. - „Als die letzten Hoffnungen verbrannten“, Mainz: Juden zwischen Integration und Vernichtung, Projekt des Vereins für Sozialgeschichte im Auftrag des Kulturdezernates, Rathaus-Galerie, montags bis freitags von 7 bis 18 Uhr, samstags von 9 bis 14 Uhr, sonntags von 11 bis 18 Uhr, Ende 20. November. Gleichzeitig wird die Ausstellung „Zeugen der Intoleranz“ gezeigt.

WIESBADEN. - „Juden in Wiesbaden. Von der Jahrhundertwende bis zur Reichskristallnacht“, Hessisches Hauptstaatsarchiv, montags, mittwochs und freitags von 8 bis 17.30 Uhr, dienstags und donnerstags von 8 bis 16 Uhr, samstags von 8 bis 12 Uhr, Ende 31. Mai 1989.

ALZEY. - „Zur Geschichte der Alzeyer Juden“, Ausstellung von Dieter Hoffmann, Museum Alzey, dienstags bis sonntags von 10 bis 12 und 14 bis 17 Uhr, Ende 11. Dezember.

OPPENHEIM. - „Geschichte der Niersteiner und Oppenheimer Juden“, Projekt einer Arbeitsgruppe des St. Katharinen-Gymnasiums, Gymnasium, vormittags, Ende 15. November.

SOBERNHEIM. - „Geschichte der Sobernheimer Juden“, Ausstellung von Hans E. Berkemann, Rathaus, während der Bürostunden, Ende 16. November.

KIRN. - „Juden in Kirn“, Projekt einer Arbeitsgruppe des Kirner Gymnasiums, neues evangelisches Gemeindezentrum, jeden Tag von 15 bis 18 Uhr, Ende 13. November.

Im Haus, wo Albert May gewohnt hat, ist die Erinnerung hingegen doch nicht völlig verblaßt. „Ganz liebe Menschen waren das“, erzählt die Großmutter vom Sofa aus; die Tochter, fällt ihr ein, „hat sich unter den Zug gelegt“. Ihn selbst hätten „sie wohl geholt“. Ja, und das Kleiderlädchen sei genau in diesem Raum gewesen. Sie hebt den Arm und zeigt in die gegenüberliegende Ecke des Zimmers.

Auf das Haus in der Brückenstraße macht die Schwiegertochter aufmerksam. Hans Antweiler, der einzige, der nichts dagegen hat, seinen Namen in der Zeitung zu lesen, ist auch der einzige, der mehr erzählt. Einen Albert May hat es zwar gegeben, aber vor allem Adolf May, sein Vater, liegt den Wöllsteinern auf der Seele.

Er wurde umgebracht. Am 10. November 1938, als auch in Wöllstein die Synagoge brannte, als auch in Wöllstein die Wohnungen jüdischer Familien verwüstet wurden. Einer aus dem Dorf soll es getan haben. Bestärkt vom Rassenwahn seiner Kumpane habe er Adolf May die Kehle durchgeschnitten – mit dessen eigenem Schächtermesser.

Das Ermittlungsverfahren, belegt durch Briefe von Bürgermeister Werle, verlief im Sande. Wöllsteiner wußten und wissen anscheinend nur eins: „Unsere Familie hat damit nichts zu tun“. Die Tat geschah in dem Haus von Mays Schwestern, unweit des ältesten Kriegerdenkmals. In dem Haus befindet sich heute das Café...

*

Im Wohnzimmer der Wormser Familien Schlösser ist es friedlich. Obwohl es ausschaut wie in vielen hundert anderen Wohnzimmern auch. In der einen Ecke die Bücher, dort die Galerie mit den Kindern. Auf dem Eßtisch ein wollenes Deckchen. Manchmal, wenn er plaudert, spielt Karl Schlösser mit den Fransen.

Den 71jährigen hat der Krieg gezeichnet. Als Soldat wurde er 1942 verwundet, seitdem ist er blind. Vor 30 Jahren allerdings hat er sich selbst die Augen geöffnet. Als andere, die sehen konnten, noch ganz beharrlich wegschauten.

Manche seiner Kameraden, erzählte Karl Schlösser, verweigern selbst heute den Blick. „Wir haben doch nichts getan außer unserer Pflicht“, sagen sie und tun so, als sei die Geschichte damit erledigt. Nach Kriegsende begnügte sich der gelernte Schriftsetzer zunächst auch mit diesem Gedanken. „Was die Alliierten berichteten, habe ich nicht geglaubt.“ Irgendeinen Sinn mußte das Opfer fürs Vaterland schließlich gehabt haben.

Als in Worms die Synagoge 1958 wiederaufgebaut wurde, war das der „äußere Anstoß“. Was ist eigentlich geschehen mit der jüdischen Gemeinde; der berühmten, mit der langen Tradition? Früher hatte Karl Schlösser wohlweislich nur in Grenzen zugehört, nicht weiter wissen wollen oder gefragt. Jetzt fragte er sich selbst. Und brauchte 30 Jahre für die Antwort.

Zum 1. Mai 1958 übernahm der promovierte Historiker die Leitung der Volkshochschule in Worms. Er setzte Veranstaltungen über die „Wormser Juden“ auf das Programm und war selbst einer der aufmerksamsten Zuhörer. „Eine seltsame Wechselbeziehung“, beschreibt Schlösser, „ich wählte die Themen aus und erhielt jedesmal neue Anregungen.“ Persönliche Kontakte zu den rund 1 100 Juden, die 1933 hier noch lebten, hatte er nie gehabt.

Hans Mannheimer, ins Land der Verheißung entkommen, hat dann den Kontakt erzwungen. 1964, als Karl Schlösser mit einer Volkshochschulgruppe seine erste Reise nach Israel unternahm. Donnerstagabend erreichten die Wormser Netanya, den Freitag räumten sie sich als Ruhetag ein. Am Samstag, Sabbat, ruhen die Israelis. Schon recht gut erholt saßen die Deutschen am Meer.

„Sind Sie die Gruppe aus Worms?“ sprach sie da ein Mann an aus einem nahen Kibbuz. Schlösser erinnert sich genau: „Nach freundlichem Wiedersehen klang das nicht, ich wußte gleich, der will uns stellen.“ Eine „ganz harte Diskussion“ zwang der Wormser Jude, dessen Mutter deportiert wurde, den Deutschen plötzlich auf. Einige suchten das Weite. Der kriegsblinde Karl Schlösser aber blieb noch lange sitzen.

Losgelassen hat ihn das Gespräch während der gesamten Rundfahrt nicht mehr. Zurück in Rheinhessen war ein Arbeitskreis seine erste Initiative. Rund 15 Interessierte gehörten zum Stamm der Menschen, die überlegten:

„Was wurde aus den Wormser Juden?“ Über Fragebögen versuchten sie, Namen und Daten zu sammeln. Vorträge über Einzelschicksale machten das Anliegen Karl Schlössers erst richtig bekannt.

Irgendwann ist sein Bemühen in einer jüdischen Zeitung registriert worden. Opfer und Angehörige schrieben Briefe, meldeten sich telefonisch, häufig aus den USA. Immer mehr Teile des Puzzles tauchten auf, das zusammenzufügen der Volkshochschulchef erst nach seiner Pensionierung Zeit fand. Gemeinsam mit seiner Frau Annelore machte er sich systematisch an die Arbeit. „Wochen- und monatelang“ hat Frau Schlösser die Kartei des Einwohnermeldeamtes durchwühlt.

Denn die 62jährige war wie ihr Mann auf der Suche nach der Erklärung. Als Schülerin hat sie in Oppenheim die Pogromnacht erlebt. Die Zerstörung, die sie beobachtete, betraf Gegenstände, keine Menschen. So daß sie nicht weiter nachdachte. Bis sie nach Kriegsende auf ihrem Fußmarsch von Österreich nach Hause auf freigelassene Häftlinge aus Dachau stieß.

Die bohrende Ungewißheit und das bohrende „Wie“ der Kinder trieb auch sie an. Ließ ihr wie ihrem Mann keine Ruhe, solange sie nicht wußte, was mit den Juden geschehen war, die einmal vor ihrer Haustür gelebt hatten. Eine Dokumentation und ein Buch sind die Ergebnisse von 30 Jahren unermüdlicher Suche. Der Beitrag zur Antwort als Titel: „Keiner blieb verschont.“

Dem freundlichen Ehepaar ist das Echo auf ihre Arbeit schon fast petnlich. Sie zählen Dutzende von Namen auf, Leute, die auf ihre Weise Beiträge leisteten, „nur nicht so öffentlichkeitswirksam wie wir“. Etwa der Wormser Archivdirektor Reuter und das New Yorker „Memorial Committee for Jewish Victims of Nazism from Worms“. Ebenso die Ungenannten, die jüdischen Touristen Unterkunft geben, jüdische Gräber pflegen und „schon lange vor uns persönliche Kontakte zu Wormser Juden hatten.“

Mit jedem weiteren Verweis auf andere wirkt das Schlössersche Wohnzimmer noch friedlicher. Doch nicht satt zufrieden – dazu hat das Ehepaar zuviel gehört, erfahren und erkannt. Es geht den beiden immer wieder unter die Haut, wenn einer der Bekannten anruft, wenn ein weiteres schreckliches Schicksal in Worte gefaßt wird. Das zeigt zwar, daß sie richtig gehandelt haben, 30 Jahre lang. Aber auch, was Menschen, die nicht fragen, zulassen und tun. Die sehen können und trotzdem blind sind. Das zeigen Karl und Annelore Schlösser: „Wir müssen wach sein.“